

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 4

Artikel: Der Unterschied der Erdendinge
Autor: Herder, Johann Gottfried v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4
XV. Jahrgang

Bern
24. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Der Unterschied der Erdendinge.

Von Johann Gottfried v. Herder.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen,
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.“

Angstlich spann sie sich in ihre Hülle,
Schließ, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, währte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? Was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laßt uns eins nur wissen, was wir sind.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 4

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennen gelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe Aussehen könnte, wenn sie den altmodischen Kram, der ihr aufgezwungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schrien, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten, der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Basen und Bettern und unterstützt von den langjährigen Diensthöfen der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so geknechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehen stiften ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und

um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. — —

Eine große Schönheit hatten die Stuben von Tante Ursula und Susanna aber doch aufzuweisen. Das war der Anblick der Berge, den man genoss, wenn man ans Fenster trat.

Da lag die königliche Alpenkette in ihrer ganzen Ruhe und Reinheit, berührten die silbernen Gipfel den Himmel und ließen Wolken und Nebel zu ihren Füßen vorüberziehen, ließen Gewitter und Stürme sie umtoben, ließen den grauen schweren Regen sie einhüllen und verbergen und blieben doch dieselben, am ersten Sonnentag wieder in Glanz und Schönheit erstrahlend.

Aber gerade diese Herrlichkeit schien Tante Ursula und ihr Pflegekind nicht besonders zu berühren. Sie zeigten ihren Besuchern die Berge und sagten: „Nicht wahr, sie sind schön“, genau wie sie es bei den Rosen und Zwetschgen sagten, aber nie stieg ihnen das Rot der Freude in die Wangen oder traten ihnen Freudentränen in die Augen ob der Erhabenheit dieses Wunders.

Dennoch sahen sie es gerne, wenn sie auf der grünen Bank saßen und Armensachen nähten, daß der Himmel schön blau und das Wetter klar war. Sie sagten dann zueinander: „Heute sind die Berge schön. Wir haben Nord-